

dtv

Michael Wolffsohn

Deutschjüdische Glückskinder

Eine Weltgeschichte meiner Familie

Mit Bildteil

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Bei dtv ist von Michael Wolffsohn außerdem lieferbar:

Zum Weltfrieden. Ein politischer Entwurf
Zivilcourage. Wie der Staat seine Bürger im Stich lässt

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



3. Auflage 2017

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur

Dirk Rumberg, Ultreya GmbH.

Es ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Soweit nicht anders vermerkt, stammen die

Abbildungen aus dem Privatarchiv des Autors.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28126-3

INHALT

Gedanken zu Erinnerungen	7
I Personen-Bilder	14
II Liebe(n) als Geschichte	103
III Familiengeografie, Ideologie und Identität	152
IV Gott und die Wolffsohns – Familientheologie	184
V Götterdämmerung	213
V Der Kriegsgott und die Wolffsohns	262
VII Untertanen oder Ruhestörer? Widrigkeiten mit Obrigkeit ..	295
VIII Geld als Lebensmittel? Von Leib und Seele	313
IX Auf der Suche nach Wissen und Geist	354
X Geschichtete Geschichte	403
Genealogie	417
Anmerkungen	418
Personenregister	426

Den Ahnen – sie prägen uns mehr als wir ahnen.

GEDANKEN ZU ERINNERUNGEN

Weltgeschichte einer Familie?

Bin ich mit diesem Anspruch vermessnen? Ich denke nein und kann es begründen. Wie jede Familie in der Welt ist auch Familie Wolffsohn Teil der Welt. Wie nicht gar so viele Familien, doch besonders jüdische und noch mehr deutschjüdische, ist sie über die ganze Welt verstreut. Eher unfreiwillig als freiwillig.

Und so ist die Wolffsohn'sche Familiengeschichte tatsächlich auch Weltgeschichte. Nicht »die« Weltgeschichte, aber doch – wenn auch nur ein kleiner – Teil »der« Weltgeschichte. Wir haben keine Weltgeschichte gestaltet oder geprägt. Vielmehr hat die Geschichte uns geprägt.

Wolffsöhne haben, wie Abermillionen Menschen, Geschichte erlebt, erlebt, erlitten. In diesem Buch versuche ich das Wechselspiel von großer Welt, kleiner Welt, Außenwelt und Innenwelt nachvollziehbar zu machen. Diese Geschichte, liebe Leser, hätte auch Ihre Geschichte sein können. Wir alle werden ins Zufällige hineingeboren. Jeder wird in diese oder jene Nation, in diese oder jene Geburtsraumgemeinschaft hineingeboren. Nation kommt von »natus«, geboren. Viele verwechseln dieses Teil- und So-Sein, ihre Welt, mit dem Ganzen.

Glückskinder?

Dies ist keine Opfer- und Unglücks-, sondern eine Glücksgeschichte. Oder sagen wir lieber: fast eine Glücksgeschichte. Nicht einmal fast alle werden diese Geschichte und Geschichten »glücklich« nennen. Sie werden jedoch vielleicht nicht umhin können, den einen oder anderen neuen Gedanken oder Eindruck über Glück und Unglück sowie, o ja, Deutsche und Juden, überhaupt Kollektiv und Individuum nachzuvollziehen oder gar selbst zu entwickeln.

Auch von guten Deutschen wird hier erzählt. Sogar von dem einen oder anderen jüdischen Schlitzohr, um keine größeren Ausdrücke zu gebrauchen. Selig- und Heiligsprechungen kann ich nicht versprechen.

Während Millionen anderer Juden ermordet wurden, auch Angehörige, Geliebte, Freunde und Bekannte, ging das Alltagsleben der Wolffsohns und anderer jüdischer Flüchtlinge, die sich nach Palästina retten konnten, sozusagen normal weiter. Üppig war es nicht, meist arg karg, aber trotzdem oft sehr schön. Nicht nur in der Erinnerung. Die Sonne strahlte, der Strand lockte, es wurde gelebt und geliebt. Ja, so sagte mir meine Mutter vor einigen Jahren, wir »hatten gehört, was da Schreckliches an den Juden Europas verbrochen wurde, aber so genau wollten wir es, ehrlich gesagt, gar nicht wissen. Wir waren, so grausam und unmoralisch es klingt und ist, glücklich.«

In gut deutschjüdischer Tradition hatte sie ein Zitat »zur Hand«, Prediger Salomonis (8, 15), das sie sogar als »Resümee« ihres Lebens bezeichnete: »Wer ist glücklich? ›Der, der sich über seinen Teil freut.‹ Und da habe ich allen Grund, zufrieden und glücklich zu sein.«

Ganz korrekt zitiert hat meine Ima (= Mutter) nicht. Der vermeintliche Autor, König Salomon, pries an jener Stelle als einzige wahre (Lebens-)Freude (gutes) »Essen, Trinken und Freude«. »Freude« (Simcha) wird durch »Freude« erklärt, was die Interpretation nicht gerade erleichtert. Raschi (1040–1105), der bis heute einflussreichste Kommentator, erklärt es so: Glücklich sei, wer mit seinem Teil zufrieden. Meine Mutter liefert automatisch den Kommentar mit. Von wem ich das wohl habe? »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.«

Wie für die Überlebenden im »Volk der Täter« ging es nach der Katastrophe auch für die Überlebenden im »Volk der Opfer« aufwärts. Langsam, aber eben doch aufwärts. Glückskinder?

Ja und nein. Die Dialektik ist so alt wie das Nachdenken und Nacherzählen der Menschen über die Menschheit. Sie entspricht der Schöpfungslogik: Heiliges neben Profanem, Gutes neben Schlechtem, Helles neben Dunklem, Sabbatruhe einerseits und Hektik der Werkstage andererseits. Sind deutsche Juden, wie die Wolffsohns, Holocaust-Überlebende? Ja und nein. Dazu wieder meine, wenngleich nicht intellektu-

elle, doch selbtkritische und (manchmal) selbstironische Mutter in ihrem Lebensherbst, im Februar 2015: »Ich fühlte mich eigentlich nie als Überlebende der Schoah, sondern als Israelin und in Berlin als Deutsch-Israelin. Ehrlich gesagt hab ich mich bis jetzt nie mit dieser Frage beschäftigt. Das ist sicher ein Zeichen meiner Oberflächlichkeit.« Ist das wirklich oberflächlich? Es ist ihre subjektive Wahrheit.

Objektiv ist meine Mutter sehr wohl Holocaust-Überlebende, denn sie hat den Holocaust überlebt; nicht in Auschwitz oder einer anderen Hölle, sondern in der Hitze Palästinas. Das Wo besagt viel über das Wie, es ändert nichts am Dass.

Bekannt, relevant und umstritten ist der Begriff »zweite Generation Holocaust-Überlebender«. Hier sollte ebenfalls zwischen der subjektiven und objektiven Wirklichkeit (nicht zu verwechseln mit Wahrheit) der Einzelnen unterschieden werden. Subjektiv fühle ich mich, meiner Mutter in der ersten Generation vergleichbar, nicht als zweite Generation der Opfernachfahren. Objektiv ist an dieser Wirklichkeit nicht zu rütteln. In manchen Situationen führte meine subjektive Sicht zu grotesken Reaktionen. Im April 2015, in einer Fernsehgesprächsrunde des Ersten Deutschen Fernsehens, wollte mich Bundesjustizminister Heiko Maas, dritte Generation der Täternachfahren und individuell so wenig Täter wie ich Opfer, belehren, wie ich die ns-deutsche Geschichte aus der Opferperspektive zu betrachten hätte. Dass sich der fürs Recht zuständige Minister Maas dieses Recht anmaßte, ging nach meinem unmaßgebenden Geschmack einen Schritt zu weit. Geschichtsmoralisch hatte der Rechtsminister ein krummes Ding gedreht. Ich habe, etwas heftig, seine schiefe Sicht begradigt. Wie gesagt, ich bin nur objektiv und nicht subjektiv Holocaust-Überlebender der zweiten Generation. Ganz anders meine gleichaltrige Freundin R. und mein etwas jüngerer Freund J. Ihre Eltern hatten die NS-Höllen im NS-Machtbereich überlebt. Sie blieben ihr Leben lang hiervon seelisch und körperlich schwerstverwundet, schwerstkrank. Nachts hatten sie oft Albträume und schreckten ihre Kinder auf, tagsüber war ihr Nachleid jedermann erkennbar. An den leidvollen Leidfolgen ihrer Eltern leiden R. und J. noch heute. Das Leid ihrer Eltern ist ihr Leid. Beide sind subjektiv und objektiv Holocaust-Überlebende der zweiten Generation.

Gibt es eine »dritte Generation von Holocaust-Überlebenden«? In schwersttraumatisierten Familien gewiss, wenngleich diesbezügliche Studien aus meiner Sicht noch kein wissenschaftlich schlüssiges Gesamtbild ermöglichen. Und sonst? Die »dritte Generation von Holocaust-Überlebenden« trifft man eher in der deutsch-amerikanisch-jüdischen Wirklichkeit. Erfunden wurde der Begriff nicht von jüdischer, sondern deutscher Seite. Die Erfinder hatten eine auf dem wirtschaftlichen und politischen US-Markt hochwerbewirksame Formel gefunden, eine weltliche Monstranz, mit der sie ihr deutsches Gutsein demonstrieren und ihre Produkte bestens platzieren können. Nach der dritten Generation von Holocaust-Überlebenden dürfte sich der Effekt der Inflation bemerkbar machen.

Die Fast-Glücksgeschichte der erweiterten Familie Wolffsohn endet nicht 1945. Sie führt in die Gegenwart und in eine Zukunft, die – wer weiß? – vielleicht jüdisch ist und vielleicht auch nicht. Ihre deutsch-jüdische oder deutsch-nichtjüdische oder deutsch-teiljüdische Zukunft ist offen. So offen wie die Offene Gesellschaft, denn inzwischen ist die Familie Wolffsohn durch zahlreiche sogenannte Mischehen sowie ihre Lebensweise und Weltsicht längst nicht mehr »rein« jüdisch. Wahrscheinlich, hoffentlich, wird sie bei aller Weltoffenheit inhaltlich nie »judenrein«.

Jüdisch?

Meine Enkelin Anna ist nicht jüdisch. Als sie zwei Jahre alt war – ihr Wortschatz war noch begrenzt – wünschte sie mir zum Pessachfest in reinstem Hebräisch »chag sameach«, ein frohes Fest. Sollte, konnte, durfte das für mich weniger beglückend sein als wenn es eine jüdische Anna gesagt hätte?

Hat es mich provoziert, dass mir, dreijährig, mein ebenfalls nicht-jüdischer Enkel Noah, am ersten Weihnachtsfeiertag begeistert erzählte, am Abend zuvor sei »der echte Weihnachtsmann« gekommen? Beglückt hat mich das Kinderglück.

Zu unserer engsten Familie gehört ein Atheist, der politisch links steht. Er ist ein offener Mensch. Das gilt auch für ein anderes Mitglied unserer Kernfamilie. Sie ist praktizierende Katholikin mit großem Interesse am Judentum und breiten Kenntnissen darüber.

Beide sind, jiddisch gesagt, »a Mensch« und mir als Menschen lieb. Unter Menschen zählt die Menschlichkeit, nicht ihre politische oder konfessionelle Verortung.

Kein schlechtes Gewissen

Im doppelten Sinne gibt es auch die deutsch-jüdische Familie Wolffsohn eigentlich nicht mehr. Sie ist längst untergegangen. Das deutsche Judentum ist, die deutschen Juden sind tot. Geflohen, gestorben oder ermordet. Kaum jemand kehrte zurück. Die deutsch-jüdische Familie Wolffsohn ähnelt überlebenden Dinosauriern. Freilich, es gibt heute wieder rund zweihunderttausend Juden in Deutschland. Nur die Hälfte ist zur Mitgliedschaft in den jüdischen Gemeinden bereit.

Es ist kein Werturteil, doch eine geografisch-kulturelle Tatsache: Die heute in Deutschland lebenden Juden haben mit dem traditionellen deutschen Judentum nichts mehr gemein. Der Großteil stammt aus Polen und der Sowjetunion. Sie hatten die nationalsozialistisch-deutschen Vernichtungshöllen überlebt und waren am östlichsten Punkt des Westens gestrandet. Meist mit schlechtem Gewissen vor sich selbst und der jüdischen Mitwelt außerhalb Deutschlands. Dieses schlechte Gewissen hatte keiner der aus Israel zurückkehrenden Wolffsohns.

Die Mehrheit der Juden der frühen Bundesrepublik hatte ein ausschließlich jüdisches Wir-Gefühl, kein deutsches. Das ist aufgrund ihrer Biografie und Kulturgeografie verständlich. Das Wir-Gefühl der Wolffsohns war atypisch. Es war zugleich deutsch und jüdisch und nicht nur diasporajüdisch, sondern nicht zuletzt israelgeprägt jüdisch, aber nicht (mehr) israelisch. Nie klebte es nur am Juden- oder Judentum. Offen und offensiv war es.

Einer meiner jüdischen Klassenkameraden in der Westberliner Grundschule (die ich von 1954 bis 1959 besuchte) war Hans, ein anderer Dieter. Jahrzehnte später erfuhr ich ihren richtigen Namen: Oded der eine, David der andere. Der jüdische Pressesprecher einer großen deutschen Bank – wie ich nach 1945 geboren und in der Bundesrepublik aufgewachsen – heißt Siegfried. In allen drei Fällen (es gibt freilich viel mehr) handelten die namensgebenden Eltern defensiv, weil sie, historisch und psychologisch durchaus verständlich, »den« Deutschen

misstrauten. Siegfried hieß wirklich Siegfried, weil der Vorname sein jüdisches Sein tarnen sollte. Hans und Dieter trugen eine doppelte Tarnkappe. Ihr Nenn-Vorname sollte sowohl ihren wahren Vornamen als auch ihr wahres Sein verdecken und überdecken. Kein möglicher Judenfeind sollte ihr Judentum entdecken. Der Schein-Vorname der Kinder war Tarnkappe und Schutzpanzer zugleich, weil die traumatisierten Eltern Angst vor Deutschland, genauer: vor »den« Deutschen hatten. Bei den Wolffsohns galt Misstrauen keinem Kollektiv, sondern Individuen. Das eigene Sein und Dasein, ob jüdisch oder nicht, vertrat man offensiv. Wer die Nazizeit in Vernichtungshöllen überlebt hatte, war individuell und kollektiv misstrauischer als die Wolffsohns oder andere Juden, die sich ins relativ sichere Britisch-Palästina oder in echte Schutzburgen retten konnten. Aber auch da hatte es keine »Willkommenskultur« gegeben.

Seit 1990/91 besteht der Großteil der hiesigen Juden aus Zuwanderern. Sie sind oft hochgebildet, doch jüdisch betrachtet meistens Analphabeten und manchmal auch Scheinjuden. Sie kamen freiwillig und gerne aus der zerfallenden Sowjetunion ins wiedervereinigte Deutschland. Ironie der Geschichte. Das »Land der Mörder« war und blieb für sie so etwas wie das Gelobte Land.

Ins biblisch-jüdisch »Gelobte Land«, nach Israel, wollten sie nicht. Höchstens zu Besuch. Dieser Teil des neubundesdeutschen Judentums blüht und gedeiht. Er entwickelt hoffentlich ein ganz neues, eigenständiges deutsch-jüdisches Sein. Sicher ist das nicht. Und wenn es dazu kommt, wird dieses neue deutschjüdische Sein zwangsläufig ganz anders – egal, ob besser oder schlechter – als das einstige deutsch-jüdische Sein der Wolffsohns und anderer Deutschjuden von »damals«. Morgen gibt es mehr Puschkin, Dostojewski und Tolstoi als vorgestern Goethe und vor allem Schiller. Wir Wolffsohns, auch die jungen und quicklebendig in die Zukunft schauenden, sind überlebende oder nachgeborene Tote. Unsere Epoche ist vorbei. Auch wo und wenn deutsch-jüdische Individuen leben, das Kollektiv ist ausgestorben (worden).

Das Deutschland-Verständnis und -Verhältnis der Wolffsohn-Rückkehrer fasst die Grabinschrift meines Vaters Max Wolffsohn (1919 bis 2000) zusammen: »Von Berlin nach Israel und trotz allem zurück nach

Berlin.« Unsere Geschichte ist nicht einzigartig, aber, weil atypisch, doch quasi einzig. Sie zeigt den Lesern hoffentlich, dass nach allem und trotz allem im Mikrobereich ein deutsch-jüdisches Wir möglich war und ist.

Die Offene Gesellschaft gibt uns die menschheitsgeschichtlich erstmalige (auch einmalige?) Gelegenheit, die Fesseln der Herkunft zu sprengen – oder sie nicht als Fesseln, sondern als Stützen zu betrachten. Es liegt an uns. Es ist unser Recht auf Selbstbestimmung. Ein Recht, das uns in die Pflicht nimmt, wir selbst zu sein. Der Weg zu uns selbst, individuell und kollektiv, ist eine schwer zu lösende Aufgabe. Kein Schüler, Rabbi, Pfarrer oder Imam kann sie uns abnehmen. Sie kann unser Glück oder Unglück sein.

PERSONEN-BILDER

Karl – Der Über-Wolffsohn¹: Pionier der Film- und Immobilienwirtschaft

Der Knoten platzt: »Judenschule« und Wasserschlauch

»Wie in der Judenschule«. Vielleicht dachte Karl Wolffsohn, mein »Opa Karl«, an dieses böse Wort? Jedenfalls wurde er im Sommer 1948 handgreiflich. Er nahm am Eingang seines Tel Aviv Mehrfamilienhauses den Wasserschlauch in die Hand und rief seiner Frau Recha zu: »Muckchen, bitte dreh das Wasser auf.« Heftig spritzte der Wasserstrahl ins gegenüberliegende Klassenzimmer. Karls Bewässerung war keine biblische Sintflut, doch seine ungöttliche Strafe wirkte. Seit Stunden hatten dort die hemdsärmeligen, sozialistisch-zionistischen Lehrer, allesamt Herkunfts-Bourgeoisie, heftig und lautstark darüber gestritten, ob sie ihren ewigen Streik gegen »die bürgerliche Reaktion« fortsetzen sollten. Streik und Streit gehörten zum guten progressiv klassenkämpferischen, weltlich-messianischen Ton der frühzionistischen Kopf- und Handarbeiter.

Was, zum Teufel, hatte bei Karl Wolffsohn dieses Feuer ausgelöst, das er, wie ein Feuerwehrmann, mit dem Wasserschlauch löschen wollte? Mein Großvater hatte zwar cholerische Züge, aber für gewöhnlich benahm er sich im damals zionistisch-sozialistisch-flapsig-emanzipatorisch-partizipatorisch geprägten jüdischen Morgenland wie ein ziviler Abendländer.

Wie der Knoten entstand: Erinnerungs- und Gefühlsschichten

Karl Wolffsohns sommerliche Gegenwart im Jahre 1948 war das Ergebnis seiner verschiedenen Vergangenheiten bzw. seiner verschiedenen Vergangenheitsschichten. Sie bildeten einen Gefühlsknoten. Das Feuer hatte verschiedene Brandursachen. Welche Gedanken und Gefühle trieben ihn zu diesem Ausbruch?

Karl Wolffsohn hatte sich im frühen 20. Jahrhundert vom jüdischen Kleinbürgertum in der Provinz Posen zur jüdischen Großeigentümer-Bourgeoisie Berlins, zu einem der weit über Deutschland hinaus bekannten Pioniere der Filmpublizistik und -wirtschaft hochgearbeitet. Klassenkampf von unten war seine Sache freilich nicht gewesen. So wenig wie Klassenkampf von oben. Ob Opa Karl über ideologisches Wissen verfügte, ist mir unbekannt. Mit oder ohne diesen Wissensballast, jedenfalls ohne menschheitsbeglückende Phrasendrescherei, hatte er bis zu seiner Vertreibung aus Hitlers Deutschland mit Juden und Nichtjuden versucht, das Leben der »kleinen Leute« schöner und menschlicher zu gestalten.

Was bei der deutschen Revolution von 1848 gescheitert war, der Schulterschluss von Arbeiterschaft und Bürgertum, wollten er und gleichgesinnte Kaufleute verwirklichen. Die »kleinen Leute« hatten Schwellenängste vor dem Theater, das ihnen außerdem zu teuer war. Karl Wolffsohn und seinesgleichen boten ihnen Kino, das damals – der Begriff war Programm – »Filmtheater« genannt wurde. Im Theater gab es das Programmheft. Im Filmtheater bot ihnen Karl Wolffsohn für wenige Pfennige ein vierseitiges bebildertes Filmprogramm.

Die wohlhabende Bürgerwelt liebte teure Variétés. Die konnte sich der kleine Mann nicht leisten. Karl Wolffsohn und seinesgleichen boten dem kleinen Mann und der kleinen Frau gute und sehr gute Variétés zu bezahlbaren Preisen. Die Reichen wohnten im gesunden Grünen und hatten ihren eigenen Garten. Die Luft war gut, die Sonne schien. Die armen Leute wohnten im Dickicht der verpesteten, baum- und grünlosen Stadt. Ohne Luft, Licht, Sonne. Karl Wolffsohn bot ihnen mitten im urproletarischen Berlin-Gesundbrunnen, in ihrer Wohnanlage, Grün, Luft, Licht, Sonne und Garten – in der Gartenstadt Atlantic. Gute Wohn- und Lebensqualität zu bezahlbaren Preisen.

Die Messiasse streiten, der Jecke spritzt

»Schekett«, Ruhe, Klappe halten, hatte Karl, der für die kleinen Leute in Deutschland so viel getan hatte, jenen streikenden und streitenden Lehrern zugeschrien. Wenig beindruckt stritten die Möchtegern-Messiasse weiter. Jede und jeder überbot den anderen beim Schlagen von rhetorischen Pfauenrädern. Alle waren überzeugt: Das Wohl der israelischen Werktätigen, der jüdischen Welt, ach was, der Welt an sich, hing von ihnen ab. Was, verdammt, wollte dieser Krakeeler, der seine gewiss erzreaktionäre, bürgerliche, sicher deutschsprachige, also faschistische Zeitung im heilig-hebräischen Israel lesen wollte? Dieser hebräische Analphabet. Er sollte gefälligst seine nazijüdische Klappe halten.

Nun hielt Karl die Klappe und ging zur Tat über. Das hatten sie noch nie erlebt: ein deutscher Jude, ein »Jecke«, ja, bestimmt noch schlimmer, ein Jeckeplatz, einer von diesen dämlich-gebildeten, sich stets bürgerlich-protokollarisch-korrekt benehmenden, wohlerzogenen Bitte-Danke-Sagern, immer manierlich Jacken oder Jacketts tragenden Jeckes, streifte seine Jacke ab, wenn er denn eine getragen hatte, denn es war brütend heiß, krempelte die Ärmel hoch und wurde handgreiflich. Immer wieder hatte er »schekett« gerufen.

Ja, schekett, aber umgekehrt: Nicht sie, er sollte die Klappe halten. Was kümmerte die revolutionären Zionisten Karls bürgerliches Jecke-Gebell? Gute Zionisten führten damals gleichzeitig mehrere Kriege: Den Krieg gegen die arabischen Staaten, die Israel unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. Mai 1948 überfallen hatten. Den Krieg gegen »bürgerliche Etiketten« und »Spießigkeiten«, wie sie vor allem die aus Deutschland geflohenen Jeckes verkörperten. Den Klassenkampf gegen die – damals nur mental und, weil nach der Flucht vor Hitler und anderen europäischen Antisemiten, nicht materiell bestehende – »Bourgeoisie«.

Der Wasserschaden ist längst behoben, das wunderschöne Bauhaus-Gebäude der Nathan-Strauß-Straße 3 modernisiert und als Teil der »Weißen Stadt«, dem Tel Aviver UNESCO-Weltkulturerbe, an Ort und Stelle zu bewundern oder in jedem einschlägigen Fachbuch anzuschauen.

Das Haus gehörte Karl zur Hälfte. Wie er Ende der 1930er Jahre, trotz der vorangegangenen »Arisierungen« seines gesamten (oder eben doch nicht gesamten) Eigentums als deutscher Jude das dafür notwendige Geld aus Hitlers Reich nach Britisch-Palästina brachte, sprich: schmuggelte, also die Nazis endlich einmal betrog (leider nur einmal), das weiß der Teufel, und wenn's der Teufel war, dann ein guter. Wirklich wohlhabend war Karl wohl trotz des halben Hauses in Tel Aviv: Bestlage nazilängst nicht mehr, denn ein Zimmer ihrer Zweizimmerwohnung hatten Karl und Recha Wolffsohn einem anderen Ehepaar untervermietet. Das Badezimmer teilte man sich. Wer macht wie gründlich sauber? Dauerstreit darüber.

Melancholie: »Those were the days«

Streiten konnte auch Karl. »Larü, die Ruhe«, riet er anderen und versuchte dadurch, vor allem sich selbst von 180 auf null herunterzuholen. Das gelang nicht immer.

Er hatte, wie alle Juden unter Hitler, durch Hitler alles verloren. Alles – nur nicht das Leben. Nur? Er war ein Glückskind, denn er hatte die Gnade des Überlebens erfahren. Doch dieses Glück, dieses Israel-Leben, hatten sich Karl und Recha nicht ausgesucht.

Zu lachen hatten sie nicht mehr viel. Ihren Reichtum hatten die Nazis geraubt, »arisert«: Den Verlag Lichtbildbühne, das weltweit erste, seit 1927 auch öffentlich zugängliche Film- und Filmpublikationsarchiv, das Alhambra-Kino in Düsseldorf, das Olympia in Dortmund, die Lichtspiele des Westens und die Lichtspiele des Zentrums/Boccaccio in Köln, dazu die Lichtburg in Berlin und Essen. Da waren die zahlreichen Variétés, allen voran die damals weltberühmte »Scala«. Jeder Unterhaltungs-Weltstar war dort aufgetreten. Die Clowns Grock und Charlie Rivel, der Jongleur Rastelli oder die Comedian Harmonists. Noch größer als die Scala war die »Plaza« im Berliner Ostbahnhof. Sie bot 3000 Besuchern Sitzplätze. Dann war da schließlich die Gartenstadt Atlantic in Berlin-Gesundbrunnen. Sie bot in 49 Häusern Wohnkultur und Lebensqualität zu bezahlbaren Preisen. Direkt daneben der Lichtburg-Komplex mit Film- und Variétékultur, Hotel, Café, Restaurant, Festsälen, Kegelbahnen und Einzelhandel. Eine Stadt in der Stadt.

Mitnehmen konnten Karl und Recha davon nichts. Sie waren fast so arm wie eine Synagogenmaus. Sie hatten DAS überlebt. Sie lebten, lebten, lebten.

Ein Schumpeter'scher Unternehmer

Karl Wolffsohn war trotz allem Karl Wolffsohn geblieben: ein Vollblut-Unternehmer im Sinne Schumpeters, also einer, der das Wirtschaftsgras wachsen hörte und sah. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte er in Deutschland die Zeichen an der Filmwand erkannt, war von ihnen gebannt, band an sie Engagement plus Kapital. Er hatte wirtschaftlich und kulturell aufs richtige Pferd gesetzt. Ähnlich, aber rein ökonomisch, hatte er auch in Israel verstanden, wie und wo und für wen Geld zu verdienen war: Mit Menschen und für sie.

Israel war ein junges Land. Durch Masseneinwanderung wuchs die Bevölkerung rasant. Sie würde weiter wachsen. Das war Karl Wolffsohn klar. Was braucht der Mensch? Ein Dach über dem Kopf. Ein Haus. Ein Einwanderungsland braucht viele, viele Häuser. Wo gebaut wird, gibt es Fenster, und ohne Glas keine Fenster. Folglich gründete Karl Wolffsohn in Tel Aviv die Glaserei Raawa und – weil Glas bekanntlich leicht zerbricht oder eingebrochen werden kann – ergänzend die Glasversicherung Zigug. Beide waren in einem ebenerdigen Raum untergebracht, den man wohl besser »Loch« genannt hätte. Wenn die Sonne schien, musste man raus. Das »Doppelunternehmen« war so winzig wie seinerzeit 1908 die Berlin-Kreuzberger Druckerei der Gebrüder Wolffsohn, aus der fast so etwas wie ein Wirtschaftsimperium entstand.

Kein »Land von Milch und Honig«

Der nicht-synagogale Karl Wolffsohn war dem Lieben Gott dankbar. (»Man kann ja nie wissen, ob es den langweißbärtigen guten alten Herrn da oben nicht doch gibt«.) Glaubte er an ihn? Er hatte überlebt. Er liebte das Leben. Er lebte nun in Palästina, dann Israel, und war todunglücklich. Er hatte ein neues Zuhause. Er war »ins Land der Väter« (damals verzichtete man noch auf den Zusatz »und der Mütter«), in die Heimat seines Volkes, zurückgekehrt. War es auch seine?

Historisch, ideologisch, theologisch war er am Traumziel seines Volkes angelangt. Persönlich fühlte er sich im altneuen Volks- und im neuen Privathaus nicht zu Hause. Volks- und Privatwünsche waren nicht deckungsgleich.

Karl Wolffsohns Situation war alles andere als atypisch für die meisten jüdischen Einwohner der altneujüdischen Heimat, in der sich die aus Deutschland und Europa Eingewanderten nicht heimisch fühlten. Sie sollten sich dort aber heimisch fühlen. Das gebot der in Israel politisch tonangebende Zionismus gleich welcher Färbung; der sozialistischen ebenso wie der bürgerlichen oder nationalreligiösen Couleur. In Israel heimisch zu werden, das gebot die Pietät gegenüber den sechs Millionen im Holocaust ermordeten Juden. Das gebot die innere Abrechnung mit Deutschland, das den sechsmillionenfachen Judenmord und den Weltkrieg mit 57 Millionen Toten ausgelöst hatte. Das gebot der historisch-moralische Anstand, denn Britisch-Palästina, ab 1948 Israel, hatte ihnen, wie den anderen Flüchtlingen, das Leben gerettet.

Israel war faktisch ihr Asyl, gefühlt war es Exil. Die brütende Hitze des israelischen Glutofens war Gift für den herzkranken Karl Wolffsohn. Glutofen? Versündigte er sich mit diesem Gedanken nicht noch mehr und schon wieder an den sechs Millionen Brandopfern?

Motiv Doppel-Deutschland

Karl legte in diese Bewässerungsaktion seinen ganzen Zwiespalt zwischen demütiger Dankbarkeit gegenüber »den« Zionisten an sich und aufwallender Empörung gegenüber ebendiesen Zionisten, die laut, vorlaut, rücksichtslos, unerzogen, respektlos, besserwisserisch waren und besonders auf die Jeckes herabsahen.

Aus dem Schlauch sprudelte Karls Beziehung zu Doppel-Deutschland: Sein Hass auf Deutschland und seine Sehnsucht danach, seine Wut gegen alle und jeden, gegen das Schicksal, gegen Gott und die Welt, seine alte und neue Welt. Vielleicht hätte Karl gerne, wie weiland Gott in der Bibel, eine Sintflut ausgelöst und – wäre er so großzügig gewesen? – mehr als nur den bewährten Noah mit Familie bewahrt?

Karls Spritztour sollte auch eine Spritzkur sein und die Stalin vergötternden Schwafel-Sozialisten der Mapam-Partei vom absurden Weg der

innerjüdischen Revolution auf den Weg sozialdemokratischer Reformen führen.

Schwafel-Sozialisten und Stalin-Verehrer hatte Karl bereits in Deutschland verachtet. Mit reformwilligen Sozialdemokraten wie Albert Südekum, den und der Lenin geradezu hasste, hatte Karl Wolffsohn in Berlin praktische, den Menschen dienende Sozialpolitik gedacht und gemacht. Beide wollten, mit Gleichgesinnten, die gescheiterte Revolution von 1848 quasi nachträglich korrigieren, indem sie Bürgertum und Arbeiterschaft zusammenführten, und zwar ohne Prügel und Straßenkämpfe. Sozialpolitik ja, Sozialdemokratie ja, Sozialismus nein, Stalinismus erst recht nicht.

Den Stalin-Sozialisten verübelte Karl Wolffsohn nicht zuletzt die sogenannte Theorie vom »Sozialfaschismus der Sozialdemokratie«. Für den sowjetischen Diktator waren Sozialdemokratie und Faschismus »Zwillingsbrüder«. Statt den Nationalsozialismus zu bekämpfen, hatten sich Stalins Genossen bis 1935 die Sozialdemokratie vorgeknöpft – und hatten auf diese Weise, zumindest indirekt, Hitler zur Macht verholfen. So sahen es jedenfalls Karl Wolffsohn und andere aus der jüdischen Bourgeoisie. Seit dem Herbst 1948 war zudem offenkundig, dass der Sowjetkommunismus offen und aggressiv antisemitisch war. Diese Ideologie und diese Ideologen wollte Karl nun im altneuen Israel wenn schon nicht wegsprühen, so doch seiner heilenden Wasserkur unterziehen.

Hitler war bereits drei Jahre tot, Deutschland besiegt und besetzt. Von Wiedergutmachung oder Rückerstattung war noch überhaupt nicht die Rede.

Hiob oder Gott?

Karl Wolffsohn war zornig: auf Gott, Nazis, Sozis, Kommis, Zionisten, Deutschland, Israel – eben Gott und die Welt. Er habe ein göttliches Vergnügen bei seiner Schlauch-Sintflut empfunden, erzählte Karl später. Wenn diese zionistisch progressiven Großmäuler »Gottes Ebenbilder« sein wollten, dann sei es an »Gott Karl« gewesen, sie mit seiner Sintflut zu bestrafen.

Wenn aber, o Gott, diese pseudorevolutionären Rowdys Gottes Eben-